



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 8, Nr. 5 March 3, 1955

Köln: Bund-Verlag, March 3, 1955

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

AUFWÄRTS



Das seltsamste Geschöpf, das Hollywood jemals hervorgebracht hat

Audrey Hepburn

„Jeder Zoll eine Königin!“ Das ist das Mädchen auf dem Fahrrad. So schrieben es die New Yorker Filmkritiker über dieses Mädchen. Dieses Mädchen ist nämlich das seltsamste Geschöpf, das Hollywood jemals hervorgebracht hat. Warum es so seltsam ist, wissen die klugen Männer vom Film auch nicht. Aber daß das Mädchen seltsam ist...

Die große amerikanische Illustrierte „Life“ schrieb über dieses Mädchen Audrey Hepburn: „Sie ist beides: ganz Königin und ganz Bürgerliche. Man kann sie sich mit erhobener Lorgnette auf dem Ball vorstellen und beim Melken einer Kuh im Stall...“

Worüber sich die Amerikaner aber am meisten wundern, ist die Tatsache, daß dieses Mädchen mit den dünnen langen Armchen und den dünnen langen Beinchen und den faszinierenden Augen in dem merkwürdigen Kopf, der fünf Zentimeter mehr Umfang hat als ihre Fünfzig-Zentimeter-Taille, daß dieses Mädchen zur Königin des Kinoreichs wurde, ohne sich ihren Ruhm durch eine Ehescheidung, einen Skandal zu erwerben. „Ohne Zurschaustellung ihres Torsos, ohne Rendezvous mit Ali Khan und ohne Ferngespräch von Porfirio Rubirosa.“ Und ohne im übrigen auch nur die geringste Ähnlichkeit mit Marilyn-Monroe-Linien aufweisen zu können.

Der Theaterkritiker des „New Yorker“ versuchte dem Geheimnis der Hepburn auf den Grund zu kommen. Er schrieb: „Die alten Bühnentricks waren plötzlich frisch und zaubernd. Als (in dem Theaterstück „Undine“ von Giraudoux) die Rüstung ihres Geliebten auf ihr Kommando hin wie ein Spuk verschwand, war ich hochofren, daß sie über solche Kräfte verfügen sollte. Und als sie einen toten Vogel zum Leben erweckte, erschien mir auch das als eine wunderbare Leistung. Miß Hepburns Begabung ist derart, daß alles, was sie sagt und tut, einen fast unüberwindlichen Charme hat. Der dümmste Gag erhält plötzlich neue Dimensionen der Persönlichkeit und ist ausgesprochen witzig. Jede Bewegung ist bei ihr brillantes, inspiriertes Spiel. Sobald sie die Bühne verließ, verbreitete sich majestätische Langeweile.“

In diesem Stück spielte sie die „Undine“, eine Nixe, die einen Menschen heiratet und dadurch mit diesem Menschen ins Verderben stürzt. Ihr Partner in Undine war Mel Ferrer (der Puppenspieler in dem Film „Lili“). Heute ist die „Nixe“ mit diesem „Menschen“ verheiratet...

Ins Verderben aber stürzte die Nixe Hepburn die Starallüren einer Reihe von allzu berühmt gewordenen Hollywood-Leuten. Bing Crosby — zu dessen eisernen Prinzipien es gehört, keinen Kollegen im Studio zu besuchen — klopfte in ihrer Garderobe an: er wolle bei ihr sein eingerostetes Französisch aufpolieren. Und der berühmte Kollegenverächter Humphrey Bogart gab ihr zu Ehren eine Party. Im übrigen pedelte sie mit ihrem neuen Fahrrad auf dem Aufnahmegelände der „Paramount“-Filmgesellschaft umher.

Allmählich wurde es auch den schwerfälligsten Hollywoodern klar, daß ein schauspielerisches Talent wie das ihrige nicht von einer Schauspielschule stammen konnte, sondern Teil ihrer Persönlichkeit ist, die das Erlebnis der Kriegsjahre geformt hat. Als sie vierzehn Jahre alt war, lebte sie in Holland, und einen Tag, nachdem sie beschlossen hatte, Tänzerin zu werden, marschierten die Deutschen in Holland ein. Ihr Onkel wurde als Geisel erschossen, ein Vetter, ehemaliger Adjutant am königlichen Hof, wurde ebenfalls hingerichtet. Audrey arbeitete als Meldegängerin der holländischen Widerstandsbewegung. Sie tanzte und gab das Geld den Widerständlern.

Nach dem Krieg kometete sie vom Reklamefotomodell für englische Hautcreme zur höchstbezahlten Schauspielerin der Broadway-Bühnen — 2500 Dollar je Woche —, um gleich mit ihrer ersten Filmhauptrolle die höchste amerikanische Filmauszeichnung, den „Oscar“, zu gewinnen: „Ein Herz und eine Krone“. Ein Film, der ihr das Herz des Filmpublikums und die Krone einer „Königin von Hollywood“ einbrachte. „Und bei alledem“, sagte Herz-und-Krone-Regisseur William Wyler, „ist sie natürlich wie ein junger Hund.“

Foto: Mark Shaw (Magnum)

Auf den Schlips getreten

„Im »Aufwärts« Nr. 2/55 bringen Sie einen Brief von Herrn Adolf Keil, der sich mit einem Erlebnis der Jugendherberge Heidelberg befaßt. Die versteckten Anwürfe gegen die Herbergseltern Gilcher bestehen zu Unrecht. Viel Mut, aber auch Selbstvertrauen scheint der junge Mann nicht zu besitzen, denn sonst wäre er bei der Ankunft der Ausländer sofort zum Herbergsvater gegangen und hätte ihn gefragt, wieso gerade diese ein Bett bekommen und andere auf ein Notlager verwiesen würden. Der Herbergsvater hätte ihm bestimmt eine sachgerechte, erklärende Antwort gegeben... Der Herbergsvater, der im Innern des Gebäudes sein Büro hat, kann nicht feststellen, wer zu Fuß oder mit dem Auto ankommt. Das hätte Keil auch sehen können. Offenbar hat Keil die Bestimmungen des Jugendherbergswerkes bis heute noch nicht beachtet, wovon die eine lautet: Zunächst finden jene Gäste Aufnahme, die sich vorangemeldet haben... Die Jugendherberge Heidelberg hat 350 Betten. Mit einer Schule, die vom Kellergeschoß bis zum Dachgeschoß mit Feldbetten ausgestattet ist, können noch weitere 250 Betten aufgestellt werden. Damit ist aber auch die Kapazität erschöpft. Für die 600 Betten sind in den Sommermonaten oft bis zu 1000 und 1200 Nachfragen da. Eine Frage an



die Herren der Redaktion: Wird bei Ihnen jedes Eingekant kritikal in Ihren Spalten aufgenommen, lediglich um eine Zeitung zu füllen? ... Herr Keil hätte zunächst den zuständigen Landesverband von seinen Beobachtungen Kenntnis geben müssen, ehe er in polemischer Art gegen Herbergseltern Stellung nimmt, die eine äußerst schwierige Position in Heidelberg bei völlig unzulänglichen Verhältnissen halten müssen. Es wäre klüger gewesen, Herr Keil hätte in der Küche mitgeholfen oder wäre sonst dem Herbergsvater zur Hand gegangen, um festzustellen, wie schwer der Beruf eines Herbergsvaters ist, statt in billiger Form Zuflucht in Zeitungsspalten zu nehmen... Die Geschäftsführer der Landesverbände könnten aus dem reichen Schatz ihrer Erfahrungen, die sie mit der Jugend in den Jugendherbergen gemacht haben, manches Wort beisteuern, das nicht gerade erfreulich in den Ohren der Jugend klingen würde.“

Deutsches Jugendherbergswerk, Landesverband Baden
gez. Kastner

Kasernenhof — Sklave

„Hat die Redaktion für anonyme Briefe keinen Papierkorb? (Leserbrief in Nr. 4/55.) Zu einer Anschaffung würde ich raten. Der Schreiber H. H. hat sich bestimmt von jemand verdammen lassen, sonst hätte er nicht einen solchen Brief geschrieben. Als Soldat kann ich ihn mir nicht vorstellen, es sei denn, er bringt dann mehr Mut auf. Sein Leitspruch ist: »Lieber tot als Sklave«. Dazu eine bescheidene Frage: Ist man auf dem Kasernenhof kein Sklave?“

Rudolf Pietruska, Rheda

Post nach England

„Seit mehreren Jahren stehe ich mit einer englischen Familie in Briefwechsel, die ich durch Vermittlung des »Aufwärts« kennengelernt habe. Diese Familie hat mich nun gebeten, für eine junge Engländerin eine geeignete Brieffreundin ausfindig zu machen. Ihre Adresse: Miss Pat. Wilson, 1 Hawton Spinney, Wollaton Park, Nottingham, England. Sie ist 17 Jahre alt und interessiert sich für Schwimmen, Camping und Jugendarbeit. Englische Sprachkenntnisse sind Voraussetzung für die Brieffreundin.“

Otto Kleinschmidt, Marienberg

Warum nur die Catcher?

„Der »Aufwärts« brachte vor kurzem kritische Betrachtungen über Catcher-Kämpfe. (Nr. 1 und Nr. 4/54.) Gut und schön, wenn man sie ablehnt. Aber warum denn nur die Catcher-Kämpfe? Dann muß man doch mal die ganze »bürgerliche Vergnügungsindustrie« durchgehen. Dazu gehören doch auch Fußball, Kegeln, Kartenspielen usw. Und nicht zuletzt gehört auch der ganze Karneval dazu. Alle diese Sachen halten doch den Arbeiter nur vom Kampf um die Idee ab.“

Karl Küster, Bremen

Schilder

Zwei Fotos, die uns von Lesern des »Aufwärts« zugesandt wurden. Vielleicht hat man Landwehrbezirk stehenlassen, weil...

... aber hoffentlich nicht.



Die Unruhe muß bleiben

Von Hans Dohrenbusch

Die Bundestagsdebatte ist vorbei. Der Bundestag hat die Pariser Verträge, einschließlich des Saarabkommens, angenommen. Aber längst ist nicht die endgültige Entscheidung über die Wiederaufrüstung der Bundesrepublik gefallen. Die Entscheidung in Frankreich steht noch aus, und alle Anzeichen deuten darauf hin, daß es im französischen Parlament zu einer nochmaligen Abstimmung kommen wird. Fällt sie gegen die Verträge aus, so hat die westdeutsche Entscheidung keinen praktischen politischen Wert.

Die Bundestagsdebatte ist vorbei. Die größere Debatte beginnt. Sie wird in zunehmendem Maße beginnen bei den deutschen Menschen, die nicht im Parlament Entscheidungen zu fällen haben. Denen zwar die politische Reife zugesprochen wird, Abgeordnete für das Parlament zu wählen, aber denen die politische Reife abgesprochen wird, wenn sie zu Handlungen und Beschlüssen der Abgeordneten und der Regierung Stellung nehmen. Man stellt sich den westdeutschen Staatsbürger als ein politisches Stimmvieh vor, den man wider besseres Wissen beschimpfen und verleumden darf, wenn er sich eine eigene politische Meinung bildet. Auch bei der Debatte im Bundestag blieben die Verdächtigungen und Verleumdungen nicht aus. Daß führende Mitglieder der Regierung sie aussprachen, nimmt nach der sich einbürgernden Praxis weiter nicht mehr wunder. Daß dabei das Ansehen des Parlaments und der Demokratie untergraben wird, liegt auf der Hand. Wer Gegenargumente nicht ruhig anhören kann, wer nur Schimpfereien und Verleumdungen als Antwort gebraucht, hat seinen Beruf als demokratischer Politiker weitgehend verfehlt.

Es wird auch nach der Entscheidung des Bundestages keine Ruhe geben. Ja man kann sagen, daß die Unruhe in der Bevölkerung wachsen wird. Sie wird insbesondere wachsen bei den jungen Menschen diesseits und jenseits der Zonenlinie, die sich unter Umständen mit den mörderischsten Waffen aller Zeiten gegenüberstehen sollen. Sie wird auch wachsen bei denen, die eine Wiedervereinigung unseres Landes mehr und mehr entschwinden sehen. Deutlich wurde die Unruhe im Parlament bei der Abstimmung über das Saarabkommen. Hier ging der Reiß in die Koalition und sogar in die Regierung hinein. Zwar sind die Verträge mit relativ großer Mehrheit angenommen worden, aber mit Berechtigung darf man die Frage aufwerfen, ob diese Entscheidung noch von der Mehrheit der Wähler getragen wird. Der Ton liegt auf noch. Die Paulskirchen-Bewegung hat längst den Rahmen einer Partei gesprengt. Auch mit

noch so schäbigen Verleumdungen wird man sie nicht zu Ruhe bringen, weil ihre Unruhe aus dem Gewissen kommt. Aus einem Gewissen, das eine Politik der Stärke und des militärischen Denkens ablehnt und sich seiner Verpflichtung gegenüber dem unterdrückten Volksteil in der Ostzone Deutschlands bewußt ist. Die Verleumdungen werden nichts mehr nutzen, denn man ist heute schon im In- und Ausland zu der Erkenntnis gekommen, daß diese Volksbewegung getragen ist von den politischen Kräften des deutschen Volkes, die ihre demokratische Gesinnung seit eh und je bewiesen haben. Nicht umsonst wendet sie sich gegen Nationalismus und Kommunismus, also gegen alle totalitären Bestrebungen. Nicht zuletzt wird diese Bewegung getragen vom größten Teil der deutschen Jugend, vor allem von der arbeitenden Jugend.

Es kann nicht oft genug betont werden, ein wie unsagbar großer Gewinn die Unruhe ist, die in der Frage der deutschen Wiedervereinigung über das deutsche Volk und seine Jugend gekommen ist. Eine nicht so sehr vom Wahn der Stärke und des militärischen Denkens befallene Regierung würde auf diese Stimmen hören, statt sie mit Hohn und Verleumdungen zu bedenken. Diese Jugend, anders als die Langemarck- und Hitlerjugend, will vor allen Dingen leben, weil sie es für sinnvoller hält, für das Vaterland zu leben, als für es zu sterben. In ihr lebt das Bewußtsein, daß die Jugend aller Länder, die sich leider fast immer nur in Kriegen traf, kein Interesse daran hat, sich in einem neuen Krieg sinnlos hinschlachten zu lassen.

Es ist kein Nationalismus, wenn sie laut und vernehmlich für die Wiedervereinigung unseres Landes eintritt und Aufrüstung und Krieg ablehnt. Es ist etwas weit größeres, nämlich die Erkenntnis, daß ohne die Wiedervereinigung unseres Landes der Friede auf der Welt nicht gesichert werden kann.

Unsere Jugend ist nicht auf Rosen gebettet, sie muß für ihren Lebensunterhalt hart und schwer arbeiten, aber sie würde lieber mit weniger auskommen, wenn sie dafür das Bewußtsein bekäme, daß sie ihre eventuelle Not teilt mit den Brüdern und Schwestern der befreiten Ostzone. Der Ruf nach Wiedervereinigung darf nie wieder verstummen, die Unruhe wegen der Not der anderen und der Gefahr einer neuen gewaltsamen Auseinandersetzung muß in unserer Bundesrepublik wachbleiben. Sie muß die Gewissen aufrütteln. Sie kann es, denn sie ist der moralische Faktor der Bundesrepublik.

Aufruf des DGB zur Betriebsrätewahl

Bundesvorstand und Bundesausschuß des Deutschen Gewerkschaftsbundes haben den nachstehenden Aufruf zur Betriebsrätewahl beschlossen:

Die Amtszeit der amtierenden Betriebsräte in der privaten Wirtschaft und in einem Teil des öffentlichen Dienstes läuft ab. Die Neuwahl steht unmittelbar bevor.

Die von den Arbeitern, Angestellten und Beamten nach 1945 in die Betriebsräte gewählten Kolleginnen und Kollegen haben großen Anteil an dem Wiederaufbau der Betriebe und Verwaltungen. Ohne ihre aktive Mitarbeit wäre überhaupt aller in den Betrieben und Verwaltungen Tätigen wäre das sogenannte Wirtschaftswunder nicht eingetreten.

Die Gewerkschaften haben sich seit 1920 ständig bemüht, die Betriebsräte bei der Erfüllung ihrer Aufgaben zu unterstützen.

Die Gewerkschaften haben bedeutende Mittel aus dem Beitragsaufkommen ihrer Mitglieder zur Unterrichtung und Ausbildung der Betriebsratsmitglieder aufgewandt. Darüber hinaus haben sie die Betriebsräte zu gemeinsamem Erfahrungsaustausch zusammengebracht.

Betriebsräte und Gewerkschaften gehören zusammen. Durch ihre feste und innige Zusammenarbeit war es in der Vergangenheit möglich, jede Unterwanderung der Betriebsräte und der Betriebe und Verwaltungen durch kommunistische Elemente zu unterbinden.

Betriebsräte dürfen, wenn sie erfolgreich sein wollen, auch nicht in die Abhängigkeit der Betriebsleitungen und der Verwaltungen geraten. Betriebsräte sind und müssen die Vertrauensorgane der Arbeiter, Angestellten und Beamten bleiben. Deshalb gehören in die Betriebsräte nur die Besten und Tüchtigsten, die gleichzeitig Mitglieder der zuständigen Gewerkschaft sind.

Wir fordern alle Arbeiter, Angestellten und Beamten auf, ihre besten Kolleginnen und Kollegen für die Betriebsrätewahl vorzuschlagen und sie auch zu wählen.

Nicht getrennte Listen und gehässig geführte Wahlkämpfe in den Betrieben und Verwaltungen, sondern einheitliches

Handeln mit der zuständigen Gewerkschaft verbürgt allein den Erfolg. Die Betriebsräte haben in den Gewerkschaften von jeher ihre feste und alleinige Stütze. Wo Betriebsräte geglaubt haben, ihre Aufgaben ohne die Gewerkschaften durchführen zu können, sind sie immer zum Spielball der Arbeitgeberinteressen geworden. Das hat sich stets zum Nachteil der Kolleginnen und Kollegen in den Betrieben und Verwaltungen ausgewirkt.

Den Betriebsräten sind große Aufgaben gestellt. Sie können sie nur mit den Gewerkschaften erfolgreich lösen.

Weder Arbeitgeber, noch Verwaltungen, noch Außenstehende haben das Recht, die Zusammensetzung und Bildung der Betriebsräte zu beeinflussen. Weder Parteien, noch Konfessionen, noch deren Hilfsorganisationen, gleichviel, unter welchem Namen auch immer sie auftreten, haben das Recht, sich in die Aufstellung der Kandidaten und in die Wahl selbst einzumischen.

Die gewerkschaftliche Vorschlagsliste allein ist geeignet, alle positiven und aufbauwilligen Kräfte zusammenzufassen und dadurch dem die gewerkschaftliche Arbeit bedrohenden Radikalismus zu wehren.

Die Betriebsräte wissen, wer seit ihrem Bestehen an ihrer Seite gestanden hat und wer in all den zurückliegenden Jahren ihr Berater und Helfer war. Deshalb richten wir an alle Arbeiter, Angestellten und Beamten die dringende Bitte: Haltet fest an der Einheit und duldet keine fremde Einmischung. Ihr schadet euch sonst nur selbst und leistet euren Kolleginnen und Kollegen einen schlechten Dienst.

Denkt daran, daß ihr den Betriebsleitungen und -verwaltungen kein Schauspiel der Zersplitterung geben dürft. Dadurch vermindert ihr euer Ansehen und euren Einfluß.

Über allem Meinungsstreit muß das gemeinsame Interesse der Arbeiter, Angestellten und Beamten stehen; denn damit wird jeder Gruppe am besten gedient.

Darum: Schaltet alle fremden Einflüsse aus. Bereitet eure Wahlen mit euren Gewerkschaften gemeinsam vor, damit durch die Wahl der Beweis erbracht wird, daß die Betriebsräte auch für die Zukunft in der Lage sind, Sachwalter der Interessen aller in den Betrieben und Verwaltungen zu sein.



Sie tanzten nur einen Sommer bis heute, Ralf und Ulla, aber das junge Paar aus Stockholm scheint sich noch ein paar Sommer lang einig zu bleiben. Wenn es nicht schon bei der Auswahl der Ansichtskarten zum ersten Krach kommt. Ralf und Ulla sind nämlich für eine kleine Ferienwoche in die Fjorde gefahren. Und wenn man in Ferien fährt, dann sind die Ansichtskarten für Freunde und Bekannte das wichtigste. Weniger wichtig nehmen sie das, was man im übrigen Europa hinter den jungen Schweden heruschelt, nachdem ein paar Filme ganz absichtslos schwedische Lebensgewohnheiten „frei enthüllt“ haben . . .



Wenn es Nacht wird in Paris und der Autobus ist noch nicht da, dann sind diese letzten Minuten vor dem „au revoir“ wie ein kleines Geschenk des Himmels. François und Bettine tun ordentlich die Füße weh. Besonders François in seinen neuen Schuhen, die er natürlich heute abend sofort seiner Bettine vorführen mußte. Sogar der Polizist, der eben vorbeiging, hat geschmunzelt. „Mal eine ernste Frage, Herr Wachtmeister, finden Sie nicht, daß, so wie die zwei da zusammenstehen, vielleicht ein kleines öffentliches Ärgernis . . .“ — „Aber, Monsieur, es ist sicher ein Ärgernis, wenn Sie überhaupt solche Gedanken haben.“

Es wird wieder Frühling

in Paris, München, Stockholm, Rom, New York

Fotografiert von Cartier-Bresson-Magnum (4) und Michael Friedel (1)



In München steht ein Hofbräuhaus, und hier fanden wir Christa Hohleitner und Karl Bickbrunner. Sie waren gerade dabei, einen Schlachtplan zu entwerfen, wie Karl vorgehen soll, wenn er am nächsten Sonntag bei Christas Vater feierlichst um Christas Hand anhalten will. Für alle jungen Liebespaare der Welt kommt einmal dieser Augenblick. Und Francois und Bettine in Paris, Ralf und Ulla in Stockholm, Giacomo und Sofia, Gordon und Dinah stehen einmal vor der Frage: Was wird Papa zu ihm sagen, was wird Mama von ihr halten? Und in diesem Augenblick wird aus der Romantik der jungen Liebe Ernst des Lebens.

Frühling in New York für Gordon und Dinah. Die Romantik besorgt Bing Crosby in der Music Box in „Nicks Restaurant“, und wozu Gordon die Worte fehlen, das sagt schon der Schlagertext. Was die Zukunftsaussichten angeht, so hat dieser Tage auf der Achtunddreißigsten Straße ein neues Unternehmen aufgemacht, das Kühlschränke, Fernsehgeräte und ähnliche „Gebrauchsgegenstände des täglichen Bedarfs“ — Luxus ist so etwas in den Staaten nämlich nicht — zu noch kleineren Raten anbietet. Das läßt sich mit den 75 Dollar, die Gordon in der Autofabrik verdient, bequem schaffen. Und darauf stoßen wir an.

Was die zwei da machen ist verboten. Denn in Italien sind kleine Zärtlichkeiten in der Öffentlichkeit strafbar. Sogar ein Küßchen in Ehren kann die Polizei verwehren. Meist drückt sie zwar eine Auge zu. Man war ja auch mal jung, und man weiß nie, in welche Lage man selbst einmal kommen kann. Bei diesem Frühling . . . Am besten geht man natürlich zum Hauptbahnhof. Denn auf den Bahnsteigen der „Station Termini“ darf man sich bei der Abfahrt eines Zuges zum Abschied küssen. Aber sonst auf offener Straße . . . Ein Glück, daß kein Polizist in der Nähe ist. Und was uns angeht — wir haben nichts gesehen . . .



FORTSCHRITT Zu einer einheitlichen Regelung des Schuljahrsbeginns, der Zensuren, des Schulsystems der höheren Schulen und der gegenseitigen Anerkennung der Reifeprüfungen kamen die Ministerpräsidenten der Länder der Bundesrepublik auf einer Konferenz in Düsseldorf. Wenn die Länderparlamente die dort getroffenen Vereinbarungen ratifizieren, wird es statt der elf nur noch drei Formen der höheren Schulen geben: das altsprachliche, das neusprachliche und das mathematisch-naturwissenschaftliche Gymnasium. Die beiden letzteren beginnen einheitlich mit Englisch in der Sexta.
— Womit die Ängste der Schüler, bei einem Wohnortwechsel der Eltern von einem deutschen Land ins andere in schulpolitisch „feindliches Ausland“ zu geraten, endlich aufhören dürften.

RÜCKFALL Mit 368 gegen 210 Stimmen hat die französische Nationalversammlung den Radikalsocialisten Edgar Faure zum neuen Ministerpräsidenten gewählt. Der neuen Regierung, die sich hauptsächlich auf die konservative Rechte des Parlaments stützt, gehören unter anderem mehrere Politiker an, die vorher vergeblich versucht hatten, Nachfolger von Mendès-France zu werden.



— Ob Frankreich mit diesem „Kabinett der Gescheiterten“ weiterkommt?

KOBALT Großes Aufsehen in der ganzen Welt erregte ein Vortrag des deutschen Physikers und Nobelpreisträgers Professor Hahn über die Gefahr der Kobaltbombe, von der ganze zehn Stück genügt, das Fortbestehen der ganzen Menschheit in Frage zu stellen, „ganz gleich, an welchem Ort diese Bomben fielen“. Professor Hahn richtete den dringenden Appell an die Völker, sich an den Verhandlungstisch zu setzen und ein friedliches Zusammenleben zu erreichen, wenn auch die Ideologien grundverschieden seien.
— Mit anderen Worten: Der Kobalt-Kobold stellt uns vor die Frage ko-existieren oder ko-kriechen!

LOGIK Wenige Tage vor dem Beginn der Abrüstungskonferenz der Großmächte in London erklärte ein Sprecher der Sowjetregierung, die Sowjet-Union habe einen erheblichen Vorsprung vor den Vereinigten Staaten in der Herstellung der Atom- und Wasserstoffbomben. Rußland sei stark genug, dem Westen jederzeit entgegenzutreten. Kurze Zeit später erklärte der amerikanische Außenminister Dulles in Bangkok, die Vereinigten Staaten von Amerika seien stark genug, jedem kommunistischen Angriff auf Grund ihrer Überlegenheit in der Produktion von Wasserstoffbomben erfolgreich zu begegnen.
— Nur zum Verhandeln sind sie, wie man uns von gewisser Seite immer wieder versichert, noch nicht stark genug.

KLAGE Weil der Berliner Senat und das Abgeordnetenhaus die Deutsche Partei nach den Ausschreitungen auf einer ihrer Wahlversammlungen im Sportpalast als undemokratisch bezeichnet hatten, klagt die DP jetzt beim Bundesverfassungsgericht und möchte einen Ersatz für die ihr durch diese „Verleumdung“ entgangenen Stimmen. Sie meint, daß sie ohne diese Erklärung des Senats rund 20 000 Stimmen mehr erhalten und damit die Fünfprozentklausel übersprungen hätte. Diese Stimmen möchte sie jetzt „rückerstattet“ haben.
— Womit die freie Entscheidung des Wählers sozusagen als „Verdienstausfall“ liquidiert werden könnte!

JUSTIZ Bei den Beratungen einer Novelle zum Bundesentschädigungsgesetz kam ein Urteil des Landgerichts Mannheim zur Sprache, in dem festgestellt wird, ein Jude sei nach dem 8. November 1938 (Kristallnacht) nicht wegen persönlicher Verfolgung, sondern nur „in Erwartung möglicher kommender Ereignisse“ ausgewandert. Sein Rentenantrag müßte daher abgelehnt werden.
— Er hat es sozusagen versäumt, sich im KZ vergasen zu lassen und dann seine Asche dem Hohen Gericht als Beweis seines Wiedergutmachungsanspruches einzuschicken!

SCHAN Der Schah von Persien und Kaiserin Soraya, die auf ihrer Weltreise jetzt auch die Bundesrepublik besuchten, wurden auch von der deutschen Bevölkerung begeistert gefeiert. Insbesondere die deutschen Illustrierten profitierten von der Schönheit der fotogenen Kaiserin und ihrer deutschen Abstammung.
— Man sollte in dem Rummel allerdings nicht vergessen, daß das romantische Land im Nahen Osten heute einer der grausamsten Polizeistaaten ist, in dem jährlich Hunderte von Menschen erschossen werden — mit der Zustimmung des sympathischen jungen Herrschers!

AUFWARTS Jugendzeitschrift des Deutschen Gewerkschaftsbundes. Verlag: Bund-Verlag GmbH, Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter: Wilhelm Biedorf. Verantwortliche Schriftleitung: Hans Dohrenbusch. Graphische Gestaltung: Willy Fleckhaus. Telefon 8 04 81. AUFWARTS erscheint alle 14 Tage. Bestellung bei allen Jugendfunktionären und Postanstalten. Bezugspreis durch die Post viertelj. 1,15 DM zuzüglich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigelegt werden. — Kupfertiefdruck: M. DuMont Schauberg, Köln.

Roter Fleck zwischen Main und Lahn

Von Heinz Stuckmann

Die linke Moseltalstraße von Koblenz nach Winingen ist breit. Die Weinberge drängen sich da noch nicht ans Wasser, und die Uferwiesen lassen sich viel Platz. Noch merkt man nichts von den übermütig-tollen Windungen des Flusses.

Die linke Moseltalstraße von Koblenz nach Winingen ist gut ausgebaut, und man läßt den Tacho unbesorgt bis „90“ klettern. Es ist ein klarer Herbsttag. Die Fahrbahn ist trocken. Die Kurven sind leicht überhöht. Der Autosuper spielt das „Heideröslin“ — Mittagskonzert vom NWDR —, und das Leben macht Spaß.

An der Eisenbahnbrücke von Güls stehen viele Menschen und winken. Ich halte an. Acht Männer sind zugleich am Schlag. Acht Männer reden zugleich, und es dauert eine Weile, bis ich verstanden habe: „... schnell ins Hospital bringen... der sieht ganz furchtbar aus... Nein — der muß auf eine Bahre... kommt auf Minuten an... besser warten, was der Arzt sagt... vielleicht innere Verletzungen...“

Auf der anderen Seite des Brückenpfeilers steht ein schwarzer Mercedes 170. Kühler und Scheinwerfer und Windschutzscheibe sind eine Fläche. Daneben Glas und viel Blut und ein Mann, dem kein Hospital mehr nützt. Sonst nichts. Keine Bremsspur, keine Schleuderspur. Gar nichts. Nur die trockene Straße, die breite Moseltalstraße von Koblenz nach Winingen.

Der Dorfarzt kommt angerannt und bückt sich erst gar nicht und hebt hilflos die Hände. Er nimmt eine Essokarte, Blatt West, vom hinteren Sitz, faltet sie ein wenig umständlich auseinander und legt sie über das Gesicht des Toten. Zwischen Main und Lahn breitet sich langsam ein roter Fleck aus. Die Leute stehen und schauen entsetzt.

Der Rottenarbeiter von der Brücke erzählt zum elftenmal: „Nein — gesehen haben wir nichts. Wir waren bei der Arbeit, und auf einmal gab es einen lauten Krach. Da haben wir hinuntergeschaut und sahen eine Staubwolke. Als die weg war, da sahen wir alles. Da sind wir hinuntergelaufen. Ich glaube, er war schon tot...“ — „Wie schrecklich“, sagen die Frauen und schicken zum elftenmal die Kinder nach Hause. Mit Sirenengeheul kommt ein Polizeiwagen angerast.

„Stehen Sie nicht auf der Fahrbahn umher“, schimpft der Kommissar. „Hören Sie nicht?“ Die Leute gehen einen halben Schritt zurück. Der Kommissar hebt die Essokarte,

Blatt West, hoch und legt sie wieder hin. Im Gebiet der Hocheifel entsteht ein zweiter roter Fleck. Aber er bleibt schon sehr klein. Der Kommissar geht in den Wagen zurück und hantiert am Kurzwellensender. „Hier Peter drei! Hier Peter drei! Verstehen Sie mich?“ Der Kasten schnarrt etwas zurück. Der Kommissar befiehlt: „Schicken Sie den Verkehrsunfallwagen. Ein Toter — ja, Der Staatsanwalt und der Gerichtsarzt müssen herauskommen. Dann Leichenwagen und Abschleppdienst wie üblich. Ende.“ Der Kasten schnarrt wieder, und der Kommissar schreit zurück: „Reden Sie doch keinen Unsinn. Es muß doch jemand dasein. Wenn der Arzt nicht da ist, dann muß sein Stellvertreter dasein. Machen Sie voran, damit wir fertig werden. Ende.“ Er legt sich müde in den Fond zurück.

Zwei Polizisten haben mit einiger Mühe die Leute von der Fahrbahn gedrängt. Der Kommissar fragt aus dem Wagen: „Sind Zeugen da?“ Niemand meldet sich. Ein Frau sagt: „Das war sicher Selbstmord!“ Der Kommissar sieht sie böse an. „Vielleicht hat er einen Schlag bekommen“, meint eine andere. „Das kommt vor. Vor kurzem hat in der Zeitung gestanden...“ Der Kommissar verkriecht sich in den Wagen und sagt zu dem Fahrer: „Jetzt kommen wir wieder nicht pünktlich zum Essen...“

Der Leichenwagen vom Nachbarort ist zuerst da. Er muß warten. Der Fahrer dreht sich eine Zigarette. Dann kommt das Unfallkommando. Die Polizisten räumen die Straße ganz, weil sie fotografieren wollen. Die Leute stehen abseits und streiten immer noch, wie es geschehen sein kann: „Vielleicht hat er zuviel getrunken...“ Ich gehe zum Wagen zurück. Der Autosuper spielt: „Die Frau kommt direkt aus Spanien...“ — noch immer Mittagskonzert des NWDR.

Die linke Moseltalstraße von Koblenz nach Winingen ist breit. Es ist ein klarer Herbsttag. Die Fahrbahn ist trocken. Die Kurven sind leicht überhöht. Ich passe auf, daß die Tachonadel nicht über „65“ klettert. Der Autosuper schweigt.

Die linke Moseltalstraße von Winingen nach Kocher ist breit. Als ich hinter Gondorf auf den Tacho schaue, steht er schon wieder bei „90“.

C'est la vie! C'est la vitesse!

Aber immer, wenn ich auf meiner Essokarte, Blatt West die Hocheifel oder das Main-Lahn-Gebiet sehe, fallen mir die roten Flecken ein — ein großer und ein kleiner.

Die offene Wunde in Berlin

Von Annemarie Doherr (Berlin)

Keiner kennt ihre Zahl, aber jeder einzelne von ihnen ist eine lebendige Anklage. Sie leben auf Dachböden und in Sommerlauben, in Abstellräumen und in Ruinen, ständig auf der Flucht vor den Behörden, auf der Suche nach Gelegenheitsarbeit, in ewiger Angst, daß ihre Schwarzarbeit entdeckt wird: die „illegalen“ Jugendlichen von Westberlin, jugendliche Flüchtlinge aus der Sowjetzone, deren Fluchtgrund für die Anerkennung nicht ausreicht und die irgendwo untergetaucht sind, weil sie dem Lagerleben entgehen wollen.

Gewiß, sie hätten es sich überlegen sollen, als sie ihren Fluchtweg nach Westberlin antraten, aus Abenteuerlust, mit unklaren und irrealen Vorstellungen über den „goldenen Westen“, aus Unzufriedenheit mit ihrer eigenen Lage, oft auch aus Angst vor irgendeiner Strafe oder weil ihnen schwierige Familienverhältnisse unerträglich wurden. Ganz gleich, weswegen sie kamen: Sie sind mitten unter uns, zu Tausenden, wenn nicht zu Zehntausenden. Sie führen das Leben von Ausgestoßenen. Sie sinken schnell von Stufe zu Stufe. Man findet sie in den halbdunklen Seitenstraßen rund um den Bahnhof Zoo, als Schwarzhändler, Dirnen und Strichjungen, bereit, für ein paar Zigaretten und einen Schnaps alles zu tun. Sie hocken in rauchigen Kneipen in der Nähe von Flüchtlingslagern und bieten das Letzte feil, was sie besitzen: eine Armbanduhr für 2 DM, Schuhe für 4 DM, Hosen für 3 bis 5 DM, ja einen schweinsledernen Koffer für 5 DM und einen Ledermantel für 10 DM.

Wir indessen reden von Einheit und von der Zusammengehörigkeit aller Deutschen über die Zonengrenzen hinweg. Und wir versagen an einem menschlichen Problem, das uns, wenn nicht bald etwas geschieht, über den Kopf zu wachsen droht. Wir dulden Zustände, die dem Gedanken des Rechtsstaates ins Gesicht schlagen. Wir erliegen der Sucht, selbst eine elementare Bewegung, wie die Fluchtbewegung vom Osten nach dem Westen, in feste behördliche Normen zu prägen, die keinen Ausweg lassen, die Fluchtmotive eines Menschen mit der Elle zu messen und ihn, wenn er nicht in die gesetzliche Norm paßt, seinem ungewissen Schicksal zu überlassen oder bestenfalls dem hoffnungslosen Leben in Massenquartieren. Fast 30 000 Nichtanerkannte aller Altersstufen leben gegenwärtig in Westberliner Lagern. Ohne Aufgabe. Ein sinnlos gewordenes Dasein. Schlimmer noch: Durch unsere eigene Schuld machen wir aus Menschen, die selbst, wenn sie aus rein egoistischen Gründen kamen, in einer Ecke

ihres Herzens den Glauben an den Westen in sich tragen früher oder später politische Gegner.

Machen wir uns nichts vor: Die von Monat zu Monat steigende Zahl der Rückwanderer, und meist sind es Jugendliche, ist — von Einzelfällen abgesehen — ein politisches Zeugnis gegen die Sozial- und Rechtsordnung der Bundesrepublik, die es nicht verstanden hat, diesen Menschen in den Arbeitsprozeß einzugliedern oder sie — notfalls — auch zu erziehen.

Allein schon die politische Klugheit sollte es gebieten — von dem so strapazierten Begriff der Menschlichkeit ganz zu schweigen —, daß diese Zustände so rasch wie möglich beseitigt und die schwärende Wunde geschlossen wird. Die Berliner Behörden, gebunden an die starren Normen des Notaufnahmeverfahrens, sind, wie die Dinge liegen, machtlos. Aber es ist Zeit, wenn nicht höchste Zeit, das Notaufnahmeverfahren zu ändern und den jetzigen Verhältnissen anzupassen, wobei man gern zugeben kann, daß die Fluchtbewegung vor Jahren, als die geltenden Bestimmungen erlassen wurden, nicht im geringsten zu übersehen war.

Im Jahre 1954 ist jeder vierte Flüchtling, der die dreizehn Stationen des Notaufnahmeverfahrens durchlief, abgelehnt worden. Das heißt: Zehntausende stehen ohne Recht auf Arbeit und Wohnung, ohne Hoffnung auf ein geregeltes Leben vor der Tür des Westens. Der Einwand, daß zweifelhafte politische Elemente rechtzeitig ausgesondert werden müßten und andererseits auch einem zu großen Ansturm ein Riegel vorgeschoben werden soll, ist nicht stichhaltig. Der notwendige Schutz gegen Agenten ist die Sorge anderer Stellen, die dafür da sind. Aber welches höhere Recht haben wir, Deutsche, nur weil sie auf der anderen Seite der Zonengrenze wohnen, abzuweisen und dem Elend preiszugeben?

Das Bekenntnis zur Wiedervereinigung und zur Einheit Deutschlands ist so lange eine Farce, solange wir denen, die über die Zonengrenze zu uns fliehen, nicht die gleiche Chance, ihr Leben zu zimmern, zugestehen wie uns selbst. Schon aus Selbsterhaltungstrieb: Denn was nutzt der Karlsruher Kommunistenprozeß, solange wir in unseren Reihen Zustände dulden, die den gefährlichsten Ansatzpunkt für den politischen Radikalismus bilden!

Frankfurter Rundschau vom 23. Februar 1955



„Zille sein Milljöh“ lebt weiter! Was Heinrich Zille, der Zeichner der armen kleinen Leute, vor einem Vierteljahrhundert gezeichnet hat, lebt wieder auf dem Berliner „Zille-Markt“ auf. Zilles Sohn Walther (oben) kann es nur bestätigen.

Zille-Markt in Berlin



In Berlin gestrandet saß der Bulgare Jordan Stamatow, als die Wogen des Krieges sich verliefen. Als er kein Geld mehr hatte, setzte er sich mit seinen letzten Siebensachen auf ein Trümmergrundstück, um sie zu verkaufen. Andere Leute kamen, baten ihn, auch ihre Sachen zu verkaufen. Gegen Provision natürlich. Heute gehört das ganze Grundstück ihm, dem Herrn des „Zille-Markts“. Es gibt nichts, das er nicht kauft. Und nichts, das nicht verkauft wird. Erwarten Sie Zuwachs? Stamatow bietet Kinderwagen für 5 bis 10 Mark (oben)! Und für den Taufbesuch das Hütchen à 75 Pfennig (rechts)! Zille könnte das Bild gemalt haben.



Wie Gold glänzt die Trompete, die Arthur L. zwischen Kleidern, Schuhen, Nähmaschinen und 45jährigen Trichtergrammophonon entdeckte. „Aus der Jugendzeit“ bläst Arthur über den Zille-Markt. Für Augenblicke stocken die Kaufverhandlungen überall. Eine alte Frau wischt sich ein Tränchen. Zu mehr als einer Strophe reicht Arthurs Luft nicht. „Die Lunge, wissen 'se“, japst er, „ick war mal erster Solotrompeter. Aber seit ick ein Lungenschuß verpaßt gekriegt habe, isset aus mit die Musike. Aber ab und zu muß ick noch mal eine Strophe . . .“ Gekauft hat er nichts. „Ick hab' man nur 'ne kleine Rente, wissen 'se“, sagt er . . .



„Det Federbett acht Märker? Und det Gestelle ooch? Na — sagen wa fuffzehn Märker für det Janze, denn nehm ick et gleich mit!“ So feilscht und handelt man auf dem „Zille-Markt“, der sich ebenbürtig neben die Klamottenmärkte internationaler Berühmtheit stellt, wie den „Flohmarkt“ von Paris und den „Caledonian Market“ von London. — Natürlich gibt's auch Überraschungen: Ein Landschaftsbild à 6 Mark erwies sich als Werk eines bekannten Malers und brachte dem Käufer das Zwanzigfache. Und ein anmutiges Gartentischchen war in Wirklichkeit eine chinesische Stilarbeit aus dem 16. Jahrhundert. Fotos: Bachmann



Der Claddagh-Ring

Von Rearden Conner

Martha ist eine der glücklichsten Frauen im ganzen Dorf. Aus ihren Augen leuchtet die Sonne, und die Sorgenfalten in ihrem Gesicht sind seit langem geglättet. Sagte ihr jemand, daß sie ihr Glück einer Amsel verdanke, sie würde glauben, er sei verrückt. Dennoch verhält es sich damit so.

Vor ungefähr zehn Jahren lebte zwanzig Meilen von Marthas Dorf entfernt in einem großen Haus ein Mädchen, das eine zahme Amsel besaß, die allmorgendlich mit dem Schnabel ans Fenster klopfte. Eines Morgens aber, da das Mädchen nicht im Zimmer war, flog die Amsel hinein und hüpfte auf den Toilettentisch. Hier stahl sie einen eigenartigen Ring, der nach der Gegend, wo diese Ringe hergestellt werden, Claddagh-Ring genannt wird. Es war der Verlobungsring des Mädchens, zwei Hände aus schwerem Silber, die ein gekröntes Herz hielten. Und in der Krone glänzte eine wertvolle Perle. Die Amsel ließ den Ring in einen Graben fallen, und hier wurde er von einem Landstreicher gefunden.

Der Landstreicher hieß Chokey und war sehr schlecht daran, weil er im letzten Dorf, woher er auf der Wanderschaft kam, keine Flöten und Klappern hatte verkaufen können. Die Klappern waren aus Binsen gewoben und bargen im Innern kleine Kieselsteine, die für das Ohr der Kinder einen anregenden Ton erzeugten; die Flöten schnitzte Chokey aus festen Weidenästen. Als Chokey den Ring fand, war sein erster Gedanke: Geld, sein zweiter: Essen. Doch fiel ihm dann ein: Wie könnte er, ein Landstreicher, einen solchen Ring verkaufen. Er würde sofort als Dieb verhaftet werden. Aber dann kam ihm ein anderer Gedanke: er werde eine Klapper machen, in die er nicht einen Kiesel, sondern den Ring hineintut.

Tags darauf erreichte er das Weichbild einer Stadt. Er sah ein junges Paar, das hinter einem Kinderwagen einherschritt. Beide waren gut gekleidet, und der junge Mann machte einen wohlhabenden Eindruck. Chokey näherte sich ihnen, ein wohlwollendes Lächeln über dem roten Bart. „Wollt ihr nicht eine Klapper für den Kleinen kaufen?“ fragte er einschmeichelnd. „Eine ganz besondere Klapper, die dem Kind Reichtum bringen wird?“

„Wieviel kostet die Klapper?“ wollte der junge Mann wissen.

„Ihr könnt für einen Schilling Klappern haben, so viel ihr wollt. Aber diese eine da kostet ein Pfund, weil in ihr ein Druidenstein verborgen ist, der von einem zerstörten Opferaltar stammt. Hunderte von Meilen südlich von hier.“

Chokey hielt die eine Klapper hoch, und der junge Mann betrachtete sie belustigt. Er war ein glücklicher junger Mann, und die ganze Welt erschien ihm im rosigen Licht. Eine Tante hatte ihm ein nettes Vermögen hinterlassen, sein Geschäft blühte, er liebte seine Frau, und das Kind bedeutete für ihn eine Herzensfreude. Er betrachtete Chokey und sah vor sich einen mageren, hungrig aussehenden, unsäglich schäbigen Menschen. Impulsiv steckte er die Hand in die Tasche, zog seine Brieftasche hervor und reichte Chokey eine Pfundnote. Chokey eilte in die Richtung der Stadt, das Herz pochte wie eine hüpfende Drossel in seiner Brust.

Nach einigen Monaten war das Baby der Klapper überdrüssig und warf sie an einem sonnigen Morgen in den Fluß, der sich durch die Stadt schlängelte. Die Klapper schwamm weiter und wurde etwa zehn Meilen von der Stadt ans Ufer geschwemmt. Hier fand ein kleiner Knabe sie und brachte sie seinem jüngeren Bruder. Das neue Heim der Klapper aber war recht trostlos. Martha, die Mutter der Buben, war, als ein Pferd ihren Mann totgetrampelt hatte, Witwe geworden, und es gelang ihr nur mit Mühe, ihre Kinder in Not und Elend aufzuziehen. Sie wusch für andere, während das Baby in einer Ecke mit der Klapper spielte. Die Binsen, aus denen Chokey die Klapper gefertigt hatte, waren nun bereits getrocknet, und wenn der Ring in seinem Gefängnis umherhüpfte, verursachte dies einen harten Ton, der Martha zur Verzweiflung trieb. Eines Tages riß sie dem Baby die Klapper aus der Hand und schleuderte sie durch die Küche; die Klapper schlug gegen die Wand, und die trockenen Binsen rissen. Der Ring sprang hinaus und fiel auf den Lehm-boden.

Martha starrte ihn verblüfft an. Sie hob ihn ans Licht und sah sofort, daß er aus echtem Silber war. Und auch den Wert der Perle erkannte sie. Ohne zu zögern nahm sie ihr Tuch vom Haken und eilte zur Stadt.

Der Juwelier, dem sie den Ring zeigte, holte die Polizei, die Martha ausfragte und allmählich auf die richtige Spur kam. Chokey wurde auf der Landstraße verhaftet, des Diebstahls angeklagt und auf Grund der Aussagen, die Martha sowie der großmütige junge Mann über die Klapper machten, verurteilt.

Als Chokey nach einigen Monaten aus dem Gefängnis entlassen wurde und sich von neuem auf Wanderschaft begeben wollte, erwartete ihn am Tor eine kleine fröhlich

lächelnde Frau. „Ich bin die Martha“, sagte sie. „Erinnern Sie sich an mich? Ich war die Zeugin. Und jetzt komme ich, um Ihnen dafür zu danken, daß Sie den Ring gestohlen haben; er hat mir Glück gebracht. Das Mädchen, dem er gehörte, schenkte mir zwanzig Pfund und Kleider und Nahrungsmittel und kümmert sich seither um die Kinder. Möge der Segen des Himmels immer auf Ihnen ruhen.“

Vergeblich versuchte Chokey ihr klarzumachen, daß er den Ring nicht gestohlen habe. Er verbrachte damit lange Zeit, nachdem er sie heimgeleitet hatte.

„Wenn Sie Klappern und Flöten machen können, dann können Sie auch Sessel und Körbe und viele andere Gegenstände machen. Hinter dem Haus ist ein Verschlag, dort können Sie nach Herzenslust arbeiten.“

Dies tat er auch, bis er bewiesen hatte, daß er würdig war, ihr Mann zu werden. Sechs Monate nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis heiratete er Martha, und von jenem Tage an ist ihnen das Unglück fern. Bisweilen wird das Glück im Herzen der Frau so übermächtig, daß sie es in Worten ausdrücken muß und sie sagt: „Da sitze ich jetzt an meinem eigenen Herd, mit einem eigenen Mann an meiner Seite, und meine Kinder sind auf dem Weg, studierte Menschen zu werden — das alles nur, weil du den Ring gestohlen hast!“

Dann aber steht Chokey auf, geht in die Nacht hinaus, hebt die Hände zum Himmel und betet, daß Martha, seine liebe Frau, ihm endlich glauben möge, er habe den Ring nicht gestohlen. Doch wird sie dies nie tun, und auch die anderen werden es nicht tun, und so wird er dereinst im Grab seine letzte Ruhe als Mann finden, der einen Claddagh-Ring gestohlen hat.

Die geheimnisvolle Straße

Von Georg Büsing

Auf irgendeiner Station war ich ausgestiegen und einfach losgewandert. Ganz ohne Absicht und Ziel in die ungewisse Ferne hinein. Das muß hin und wieder sein, ehe die Normaluhren der Großstadt unser Denken und Tun allzusehr abgestumpft haben.

An diesem Morgen schwingt sich nur der sanft gewölbte Bogen der Straße zur Ferne hin — und es ist, als wandere man über eine Brücke neuen Ufern zu.

Das große Schauspiel: Die Eisschollen treiben dem Meer zu. — profoto



Es ist sehr still. Die paar kleinen Dörfer haben sich mit so viel Behäbigkeit mitten zwischen die Felder und Gärten gesetzt, daß einem ihre Lebensauffassung sofort klar ist: So! Hier sind wir, und da gehen wir niemals weg.

Selbst die Kilometersteine erinnern hier nur von fernher an eine Norm! Grün bemoost stehen oder liegen sie da, als seien sie gerade vom Himmel gefallen! Und die ordnungsgemäße Beschriftung mit Zahlen läßt sich nur errahnen. Du lächelst verwundert dazu und denkst an die schnurgeraden Striche, die man in den Großstädten den Fußgängern gezogen hat.

Am Rande eines Dorfes hockte ein strohblonder Junge mit fernem Augen. Er fragte, ob ich aus der Stadt käme und wie weit es bis dorthin wär'. Der Lehrer hätte so viel von der schönen großen Stadt erzählt, daß er am liebsten heut' noch hin möchte!

Ich meinte dazu, daß ich es hier viel schöner fände, aber das war ein Gerede in den Wind. Der Junge glaubte mir kein Wort! Er lebte schon in der Unruhe. In dieser großen Unruhe, die uns anpackt, wenn wir uns aus dem kleinen Kreis der alltäglichen Nähe lösen, um auf immer anderen Straßen nach immer ferneren Ufern zu suchen — diese erregende Unruhe, die hinter jeder Biegung das große Wunder zu finden hofft.

Landstreicher begegneten mir, die der Dämonie der endlosen Straßen schon verfallen waren, daß sie nie mehr einen Weg zur Heimkehr fanden. Ja, mir selbst geschah's an diesem Tage, daß meine Augen den Füßen davonliefen! Zum Glück traf ich aber auf eine Kolonne von Pflasterern, die keinerlei Geräusche scheuten — und so den Fernsüchtigen wieder auf den harten Boden des Alltags zurückholten.

Schon von weitem hörte ich das Klingklang der Hämmer, das Dröhnen und Kreischen der Rammen. Bei einem der Männer blieb ich stehen. Vierzig Jahre mochte er alt sein. Sein Gesicht war tiefbraun, seine Hände sahen aus, als seien sie mit Kernleder überzogen.

„Ganz schöne Brocken sind das!“ meinte ich. „Und damit jeden Tag acht Stunden, da biste abends ganz schön bedient.“

„Halb so schlimm, wenn für An- und Abmarsch nicht noch vier Stunden mit dem Fahrrad dazukämen! Damit geht die meiste Zeit flöten!“

„Meine Herren — das müßte sich doch anders einrichten lassen!“

„Haben wir auch alle mal gedacht! Aber als Straßenpflasterer muß man damit rechnen, daß die Arbeitsstelle nie direkt vor der Haustür liegt. Fährste morgens los, liegen die Rangen noch in der Klappe, und kommste abends retour, liegen sie schon wieder drin! Man kommt überhaupt nicht dazu, den Bengels mal die Hosen stramm-zuziehen!“

Er ließ diese Worte mit einiger Grimmigkeit vom Stapel, aber wenn man ihn ansah, glaubte man ihm nichts davon. Denn seine Augen hatten einen sinnigen Glanz, und als er den nächsten Stein hernahm, da tat er dies so behutsam, als halte er jetzt den Kopf eines seiner Rangen zwischen den ledernen Händen.

Ich schaute auf die Pflastersteine, von denen so mancher hier niedergelegt wurde, mit dem Gedanken an die Kinder daheim. Und solch eine Straße bringt dich sicher wieder nach Haus.

sich mit
nd Gärten
klar ist:
veg.

n fernher
n sie da,
die ord-
nur er-
st an die
dten den

unge mit
ime und
viel von
liebsten

de, aber
ubte mir
r großen
kleinen
anderen
— diese
s große

der end-
ie mehr
eschah's
davon-
ne von
und so
len des

ämmer,
em der
er alt
en aus,

d damit
schön

ht noch
eht die

richten

straßen-
sstelle
ns los,
mmste
kommt
ramm-

Stapel,
davon.
nd als
behut-
n zwi-

ancher
e Kin-
sicher



Der Kern einer künftigen Universitätsstadt: Pädagogische Akademie und Max-Planck-Institut für Arbeitsphysiologie

Dortmund will Universitätsstadt werden

Heinz Held schreibt und fotografiert die 4. Folge unserer Serie: 10 Jahre danach

„Dja, dja“, sagte der Mann in rassereinem Westfalenplatt. „Dja, dja . . .“ Der Mann saß mir gegenüber. Im Zug zwischen Bochum und Dortmund.

Wir hatten uns unterhalten. Über Gott und die Welt. Über Politik. Über hohe und höchste. Natürlich auch über die Wiederaufrüstung. Und selbstverständlich über die Jugend. Die deutsche. Über uns. „Dja, dja“, sagte der Mann, „... eigentlich sollte sie es (die Jugend) mal besser als wir Alten haben.“ Und nach einer kleinen Pause, stockend, als schäme er sich, von geheimen Wünschen zu sprechen, „Sehen Sie, mein Junge wollte studieren. Und er sollte es auch. Von Herzen gern. Aber . . .“, und damit holte der Mann tief Luft, „aber das nächste wäre Aachen gewesen. Und das können wir uns leider nicht leisten.“

Darauf schwieg der Mann. Aber nach einer Weile begann er wieder, so, als spinne er seine Wunschgedanken fort: „Hier, hier im Kohlenpott müßte man 'ne Hochschule haben. Meinetwegen in Dortmund. Da könnte der Bursche zu Hause wohnen. Fahrgeld und Studiengebühren könnte man immer zusammenbringen; 'nen paar Groschen Taschengeld müßte sich der Benjamin selbst verdienen. Und außerdem bliebe der Rowdy auch noch 'nen bißchen unter der väterlichen Fuchtel . . .“

Der Mann lächelte, als sei „Rowdy“ ein Ehrentitel. So sind Väter. Der Mann war ein Hauer. Fuhr zur Mittagschicht auf eine der dreizehn Dortmunder Zechen.

Und der Mann hatte recht. Hier im Kohlenpott, auch meinetwegen in Dortmund, sollte man eine Technische Hochschule haben! Erstens: In unserem von der Industrie und ihrer Arbeitswelt bestimmten Zeitalter wurde keine neue TH in Deutschland gegründet. Alle stammen aus der bieder-bürgerlichen Zeit des seligen Kaiser Wilhelm des Bärtigen. Und das ist quasi ein Witz. Zweitens: Diese

Schulen sind überfüllt. Sie decken den Hochschulingenieurbedarf unseres, des industriellen Zeitalters nicht mehr. Drittens: Also braucht man neue TH's. Viertens: gründet man sie logischerweise dort neu, wo die Studenten die praktischen Aufgaben ihres künftigen Berufes plastisch vor Augen haben. Wo um 1870 noch Schafe und Kühe weideten und heute Fördertürme und Hochöfen stehen und so die seltsame, verzwickte, wunderbare und schreckliche industrielle Entwicklung auf der Straße sichtbar wird. Wo ein lebendiger Austausch zwischen Industrie und Hochschule in der besten Form möglich ist. Wo die sozialen Probleme der Industrialisierung gleichsam auf dem Präsentierteller zum Studium offenliegen. Man gründet sie logischerweise also zuerst im Ruhrgebiet, Deutschlands größtem und am intensivsten arbeitenden Industrieland. Und fünftens ist es eine himmelschreiende Ungerechtigkeit, die meisten Arbeitsmenschen des Kohlenpotts, dieser Menschenmasse ohnegleichen, von vornherein höhere Berufsausbildungsmöglichkeiten zu versperren. Denn die Lebenshaltungskosten eines Studenten in einer Stadt außerhalb des Kohlenpotts verhindern eben bei vielen ein Studium. Warum jedoch sollen nur Leute mit Pinkepinke in den Hörsälen sitzen? Was dem einen recht ist, ist dem anderen in der Demokratie schließlich billig.

Das alles bedachte ich nach dem Gespräch mit dem Mann in der Bahn. Und als findiger Journalist dachte ich außerdem: Du müßtest der Sache nachgehen. Die journalistische Nase in den Wind gesteckt wie ein Spürhund.

Und dann ging ich selbstverständlich. Erstmal ging ich zur Stadtverwaltung in Dortmund. Ich klopfte an diese Tür, wie es bei jeder Verwaltung ist. Wurde weitergereicht zu jener Tür . . . wie es bei jeder Verwaltung ist. Und nach mehrmaligem Klopfen an verschiedenen Türen (wie es bei jeder Verwaltung ist) fand ich den Mann, dem ich meine Gedanken vortragen konnte.

Ich erzählte. Erstens . . . zweitens . . . drittens . . . und so weiter. Beim sechstens . . . lachte der Mann. Genau das, was ich hier vorbrachte, war nämlich für Dortmund eine der Aufgaben „zehn Jahre danach“, zehn Jahre nach dem Krieg. Die Aufgabe: Technische Universität.

Die Wünsche des Hauers aus dem Zug waren nämlich auch die Wünsche der Stadtvertretung und Stadtverwaltung. Meine Argumente erkannte der Stadtverwaltungs- mann an. Denn es waren auch seine Argumente. Nur — er vermehrte diese noch um einige andere.

Zunächst — Dortmunds Bevölkerung verlangt nach geistigem Niveau. Beweis: die alljährlich veranstalteten Hochschultage. Im letzten November sprachen Professoren natur- und geisteswissenschaftlicher Fächer über „Lebensfragen unseres Raumes im Licht neuerer Forschung“. Bei sieben Vorträgen waren drei Säle rappeldicke voll, daß kein „Appel zur Erde fallen konnte“, und 'ne Menge Menschen mußten vor den Saaltüren umkehren. Die restlichen vier Vorlesungen waren reichlich, fast allzu reichlich besucht. Und an die Hochschultage schlossen sich auf Wunsch der Hörer Seminarübungen an. Wissenschaftliche Arbeitsgemeinschaften wurden gebildet, die jene Vortragsthemen unter Leitung der Professoren ausführlicher als in einer Rede behandeln konnten. Auch hier überraschend viel Teilnehmer, auch jugendlicher, aus allen Bevölkerungsschichten. Selbst bei schwierigem, wissenschaftlichem Stoff.

Dann — Dortmund ist längst nicht mehr eine Bergmann-, Thomasstahl-Birnen- und Bierstadt allein. Sie ist auch eine Stadt der Wissenschaften. Und zwar der Arbeitswissenschaften. Wie in keinem anderen Ort Deutschlands wuchsen hier schon seit Jahren solche Institute nebeneinander auf und zu einer einmaligen Kombination zusammen. Am Rheinlanddamm, sprich Ruhrschnellweg, entstand gleichsam der Keim, der Kern eines Hochschulviertels. An der breiten Straße reihen sich wie an einer Kette auf: die Sozialakademie, gegründet von dem jetzt pensionierten Stadtdirektor Dortmunds Hansmann, dem verstorbenen Bildungssekretär des DGB Gundlach und dem Prof. Dr. Figge von der Pädagogischen Akademie; die Sozialforschungsstelle der Universität Münster, Sitz Dortmund; das Max-Planck-Institut für Arbeitsphysiologie; die Pädagogische Akademie; die Bergschule.

An dieser Kette kann man außerdem auch noch das etwas entfernter liegende Staatliche Materialprüfungsamt und das Institut für Spektrochemie und angewandte Spektroskopie auffädeln. Ein solcher Kern keimt in keiner anderen Stadt. Und die Dortmunder meinen, daß dieses alles zusammen genüge, um die für Nordrhein-Westfalen notwendige zweite TH in ihrer Sechshunderttausender-Stadt einzurichten. Ministerpräsident Arnold hat auch schon gesagt: a) die zweite Hochschule ist nötig, und b) sie muß im Ruhrgebiet liegen. Andere einflußreiche Leute aber sagen auch: die neue TH kostet 250 bis 400 Millionen Märkchen, und woher sollen die kommen? Die Dortmunder fürchten, daß mit diesem Kniff das Projekt ad acta gelegt werden soll. Sie zweifeln nämlich diese Kosten an. Manche sagen sogar: absoluter Nonsense. Andere: Man kann nicht gleich zu allem Anfang mit einer niemals sofort nötigen, eventuellen Endsumme manipulieren, denn eine technische Universität muß natürlich wachsen.

Apropos „wachsen“: den arbeitswissenschaftlichen Instituten gegenüber liegt die Westfalenhalle. Und hinter der Westfalenhalle liegt die Kampfbahn „Rote Erde“. Und um das Stadion herum liegt der grüne Volkspark. Die Übungsfelder des Geistes und des Körpers könnten einmal zu einer idealen „Universitätsstadt“ zusammenwachsen.

Das wünsche ich den Dortmundern. Ich wünsche es den jungen Arbeitersöhnen des Ruhrkohlenpotts und uns allen.



